

Erzählungen

DAS FLAMMENSCHWERT



Das Flammenschwert

Tante Stine war die jüngere Schwester meines Großvaters. Er selbst war 1938 geboren, im letzten Friedensjahr', betonte er immer, und es klang ein bisschen wie eine Ausrede dafür, dass er nicht so kämpferisch geworden war wie seine Kriegs-Schwester. Er heiratete schon mit 21 und wurde mit 22 Vater, das war's. Seine älteste Tochter, meine Mutter, bekam ihr erstes Kind auch mit 22, aber diese Zahlenfolge hat sich nicht fortgesetzt, aus einer Reihe von Gründen.

Steffi war damals, als sie zum ersten Mal mit durfte zu Tante Stine, fünf, ich war acht und Boris war zehn. Ich heiße Michael. Zu der Zeit, als wir geboren wurden, waren Boris, Michael und Steffi die Vornamen von populären deutschen Tennisspielern. Gott sei Dank weiß das heute kein Mensch mehr, aber damals kamen wir uns ganz schön blöd vor. Das heißt, nein, im Jahr 1992 waren wir sogar richtig stolz auf unsere Namen. Später erst, als die Sieger aufgehört hatten zu siegen, fanden wir, dass die Wahl unserer Eltern mehr von Sportbegeisterung als von Weitsicht zeugte. Wer schleppt sich schon gern mit dem Namen eines verblichene[n] Idols ab? Vielleicht gab es im Frühjahr 1945 noch Jungen, die Adolf getauft wurden, aber müssen dann auch gleich Hermann und Edda noch hinterherkommen? Solche Art von Konsequenz hat mir, glaube ich, nie besonders imponiert. Na ja. Inzwischen treten wir - bis auf gestern - eigentlich nie mehr zu dritt auf, und wenn, dann denkt kein Mensch mehr daran, dass wir wie Onkel Dagoberts Neffen Tick, Trick und Track durchs Leben ziehen: Comics halten sich eben länger als Spitzensportler.

Wir lebten in Barmbek, und jeder, der Hamburg kennt, weiß, dass Barmbek so ungefähr das Zugeplästertste ist, was diese grüne Stadt zu bieten hat, dafür liegt es näher an - ja, an was eigentlich? Zugegeben, der Hauptbahnhof ist weniger weit weg, als wenn man in einer der Siedlungen in Steilshoop leben würde, aber was soll man am Hauptbahnhof, wenn man acht ist und nicht verreisen darf?

Der Flugplatz war auch ziemlich nahe, bloß: was ging uns das an? Der wurde doch vor allem von den Geschäftsleuten aus Harvestehude und aus den Elbvororten benutzt; die wohnten viel weiter weg von der Start- und Landebahn als wir und bekamen deshalb auch viel weniger von dem Lärm ab.

Meine Eltern arbeiteten beide, und das Geld reichte aus, darüber gab es nie Streit. Unsere Wohnung war groß genug (obwohl es nicht gerade ideal ist, mit einem älteren Bruder und einer kleinen Schwester das Zimmer zu teilen), nur der Balkon war winzig, und er ging nach Norden zur Straße hin. Dieser Austritt reichte

allenfalls dafür aus, um zu testen, ob man eine Jacke überziehen musste, bevor man auf die Straße rannte, und um es unserem Vater am Sylvester-Abend zu erlauben, den Sekt kalt stellen und drei gutgemeinte Raketen in den farbenprächtigen Neujahrshimmel schicken zu können. Vielleicht waren die Heuler etwas mickrig, aber sie waren doch unser ganz persönlicher Beitrag zum allgemeinen Jubel.

Wenn sie es gewollt hätten, hätten meine Eltern mit uns während der Sommerferien sicherlich an die Nordsee fahren, wahrscheinlich sogar nach Mallorca oder wenigstens an die Schwarzmeerküste fliegen können, aber sie wollten es nicht, vor allem mein Vater wollte es nicht. Ihn hatte es aus Oberbayern nach Hamburg verschlagen. Er hatte eine Arbeit, die er mochte, und er war gern im Norden, aber er liebte den Schnee und die Berge, deshalb fuhren wir jedes Jahr während der Osterferien mit dem Auto zum Skilaufen in die Dolomiten: auf eine ‚Hütte‘; das war unser Familien-Urlaub, und es gab keinen Grund, sich darüber zu beklagen: Unser Vater war den ganzen Tag für uns da, er blieb immer geduldig, selbst wenn für uns die Bretter nicht wie für ihn die Welt bedeuteten und wir uns beim Sport deshalb nicht ganz so geschickt anstellten, wie unsere Namensgeber das hätten erhoffen lassen. Unsere Mutter kochte unsere Lieblingsessen, wofür sie in Hamburg nur selten Zeit hatte, und sie lachte auch häufiger als zu Hause. So beneideten wir unsere Spielgefährten nicht, die im Juli mit ihren Eltern die Berge raufwandern mussten, die wir im März runtergestaust waren.

Aber auch unsere Eltern hatten Glück: Sie konnten im Sommer auf Tante Stine zurückgreifen; das ließ der Familienkasse mehr Spielraum, als wenn sie uns in ein Ferienlager verfrachtet hätten und hatte außerdem noch etwas Einmaliges - kein Vergleich mit den paar armseligen Spielplätzen der Umgebung. Nicht, dass Tante Stine eine Villa am Elbhang in Blankenese gehabt hätte, sonst wäre es wohl zu Weihnachten und zu Ostern und womöglich sogar zwischendurch zwar immer noch eine Überwindung, aber doch auch eine Ehre gewesen, sie zu Gast zu haben - Tante Stine wohnte in einer Laubenkolonie: Sie hatte ein kleines Holzhaus und einen Garten, der mir damals groß vorkam.

Bei Tante Stine dufteten die Tomaten an den Sträuchern sogar dann schon, wenn man sein Gesicht noch nicht gegen die Schale gepresst hielt, die Radieschen waren zwar dünn, aber so scharf, dass es in der Nase kitzelte, wenn man hineinbiss. Die Rosenhecke war so undurchdringlich, wie man das von Dornröschen her gewohnt war, und das Gras wuchs da, wo es nicht von rabiaten Gewächsen überwuchert wurde, so hoch, dass sich die Nachbarn beschwerten: wir sind hier doch nicht im Urwald! Aber damit hatten sie unrecht. Wir waren im Urwald.

In den fünfziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts soll es in Hamburg - und in den meisten deutschen Großstädten - ausgedehnte Laubenkolonien gegeben haben, besonders in Niendorf, am Rande des Flugplatzes, aber in dem Jahr, von dem ich rede, Neunzehnhundertzweiundneunzig, waren Schrebergärten wahrscheinlich schon seltener als Millionärsvillen.

„Bist du sicher, dass wir Steffi Tante Stine schon anvertrauen können? Ist es nicht noch zu früh?“, fragte meine Mutter. „Vielleicht wäre es besser, sie im Kindergarten zu lassen.“

Steffi schlief schon, aber Boris und ich belauschten meine Eltern vom Flur aus.

Die Tür zum Wohnzimmer war halb geöffnet, und dass der Fernsehapparat nicht lief, bedeutete, dass ein ernsthaftes Gespräch stattfinden musste: so etwas konnten wir uns nicht entgehen lassen.

„Warum denn nicht? Stine war doch mal Kindergärtnerin ...“

„Georg, sei nicht albern. Du weißt, sie wurde unter sehr merkwürdigen Umständen entlassen, und das Neunzehnhundertsiebzig, als in den Kinderläden so gut wie alles möglich war.“

„Immer wieder fängst du mit dieser Geschichte an. Damals lebte sie doch noch mit so einem Revoluzzer zusammen. Das ist lange her. Glaubst du, sie wird die Kinder abschlachten?“

„Wir haben nie rausgekriegt, was damals wirklich passiert ist. Es hat sie aus der Bahn geworfen. Es hat sie kaputt gemacht.“

„Er hat sie kaputt gemacht - falls sie kaputt sein sollte.“

„Doch, sie ist kaputt.“

„Wenn du das wirklich meinst, müsstest du dich eigentlich etwas mehr um sie kümmern. Aber - also, ich glaube ja, sie ist ganz glücklich, so auf ihre Art.“

„Ja, wahrscheinlich. - Sie ist vielleicht kein schlechter Mensch, aber ich könnte sie einfach nicht öfter um mich haben. Wenn ich nur an sie denke, werde ich schon kribbelig. Und wenn sie hier ist erst! Vielleicht meint sie es ja gut, aber alles, was sie anfängt, führt irgendwie in die Katastrophe.“

„Seit wann ist das so?“

„Ach, wir hatten schon als Kinder Angst vor ihr. Wir fanden sie unheimlich. ‚Sie ist etwas krass‘, nannte Vater es. Trotzdem hat er seine Schwester gemocht. Manchmal hatte ich direkt das Gefühl, dass er sie insgeheim bewunderte. Aber Mutter - sie hat darauf bestanden, dass ihre Schwägerin nicht mehr zu uns ins Haus kam. Es muss damals schon irgendwas passiert sein, aber darüber wurde mit uns Kindern nicht gesprochen. Jedenfalls wollte Mutter sie nie wieder sehen, und wir haben sie nicht vermisst. Aber als Mutter dann die Augen geschlossen hatte, ist Stine auf ihrer Beerdigung erschienen: ihr Schwarz war dermaßen schwarz, dass es beinah schon bunt aussah: der Hut, der Schleier, das lange Kleid. Mutter ist bestimmt ziemlich wütend gewesen über diesen Auftritt - falls es so was wie ein Leben nach dem Tod geben sollte.“

„Hoffentlich nicht. Und wenn doch: hoffentlich mit anderen Sorgen. - Aber im Ernst: In den letzten Jahren ist doch immer alles gut gegangen. Morgen fangen die Ferien an, also, deine Bedenken kommen etwas spät. Und Steffi - sie würde bestimmt ziemlich neidisch sein, wenn ihr Boris und Michael jeden Abend erzählen, was sie alles erlebt haben.“

„Was werden sie denn erleben?“

„Was Kinder eben so erleben.“

„Eigentlich erzählen sie nie viel, wenn sie bei ihr waren ... na ja, du hast sicher recht. Was soll schon passieren.“

Und Boris und Michael mögen sie offenbar lieber, als wir sie als Kinder mochten. Es ist nur ... Stine wird dieses Jahr Fünfzig. Seit den Wechseljahren ist sie noch merkwürdiger geworden.“

„Wie meinst du das? Du siehst sie doch nie.“

„Nein, aber am Telefon - „

„Was hat sie gesagt?“

„Ich kann das nicht so ausdrücken ... die ganze Art ... ich weiß auch nicht.“

„Die Jungen sind doch gern bei ihr, sie freuen sich schon auf diesen fürchterlichen Garten, in dem man wirklich keinen Schaden mehr anrichten kann, und Steffi wird es ganz sicher auch gefallen. Außerdem - fandst du Stines neues Buch irgendwie anders?“

„Nein, ihre Bilder sind wie immer: beruhigend altmodisch. Das ist ja das Beunruhigende. Wo sie selbst doch so schrill ist. Kinderbuch-Illustrationen sind heute meistens viel weniger romantisch.“

„Glaubst du eigentlich, dass sie gut verdient damit?“

„So was frag ich sie nicht. Aber wenn sie wirklich Geld hätte, würde sie ja wohl nicht in dieser Holzhütte leben.“

„Doch. Genau das traue ich ihr zu. Aber - sie ist deine Tante, du kennst sie besser.“

„Ich kenne sie überhaupt nicht, niemand kennt sie; das ist es ja, was mich so ein bisschen beunruhigt. Ich weiß, sie ist harmlos. Sie tut mir auch leid. Naja. Sie freut sich auf die Kinder, und die Kinder freuen sich auf sie, also lassen wir es dabei. - Soll ich dir noch ein Bier bringen?“

Die Antwort abzuwarten, war zu riskant, wir huschten in unser Zimmer zurück, Boris drückte die Klinke ganz langsam herunter, schob die Tür zu und ließ die Klinke vorsichtig wieder nach oben gleiten.

Er war gerade eben unter der Decke, als unsere Mutter den Kopf durch die Tür steckte. „Ist hier noch Unruhe?“

Kein Laut.

„Gute Nacht, schläft jetzt“, sagte sie unbeirrt, aber bevor sie die Tür schloss, schickte noch einen zarten Kuss in die Luft, wie einen kleinen, unsichtbaren Schmetterling.

Als ich sie in der Küche hörte, flüsterte ich: „Boris?“

„Ja ...“

„Meinst du, sie merken was?“

„Ich weiß nicht. Steffi ist das Problem.“

„Wir müssen auf sie aufpassen.“

„Ja. - Vielleicht ist ja auch alles anders, diesmal.“

„Hoffentlich nicht. - Was sind die Wechseljahre?“

„Das ist die Zeit, als Ost-Deutschland zu uns gekommen ist“, erklärte mir Boris.

Ich fragte mich, welche Veränderungen das wohl in Tante Stines Garten und Verhalten bewirkt haben könnte und wünschte mir im Einschlafen, dass Ostdeutschland wieder weg wäre. Unsere Mutter fing um neun Uhr an zu arbeiten. Sie lieferte normalerweise Steffi gegen halb neun im Kindergarten ab und nahm dann den Bus zu ihrer Dienststelle. Mein Vater wollte immer schon um acht in seinem Büro sein und fuhr deshalb gegen halb acht mit dem Wagen von zu Hause weg. Ob neun Uhr für ihn nicht auch gereicht hätte? Das hätte unserer Mutter das Leben erleichtert, aber - damals war nun mal alles, wie es war, und wir fragten nicht, warum.

Viertel vor acht hielt unser Auto vor Tante Stines Haus auf dem breiten, trübgelben Sandweg, der die Hauptverkehrsader innerhalb der Laubenkolonie repräsentierte. Neben den beiden geschorenen Gärten rechts und links, deren Putzigkeit gewiss mühsam erarbeitet worden war, stellte Tante Stines Grundstück zweifellos eine Kampfansage dar: eine aufrührerische Pufferzone zwischen zwei friedliebenden Staaten, und die feindselige Präsenz dieses Puffers wurde durch Tante Stines eigene Erscheinung noch auf herausfordernde Weise unterstrichen. Es machte ihr keinerlei Mühe, uns drei Kinder gleichzeitig in die Arme zu schließen, schwieriger war es schon für uns, weiterzuatmen.

„Du hast zugenommen“, sagte mein Vater. Etwas Netteres fiel ihm so schnell nicht ein.

„Ich weiß, ich verkörpere das Laster der Völlerei.“ Tante Stine sah nicht mal auf von unseren Köpfen, „Aber nenn mir einen einzigen Menschen, der mich heftiger lieben würde, wenn ich dünner wäre!“

„Schlank sein, macht das Leben leichter“, sagte mein Vater, es wurde immer peinlicher.

„Essen macht das Leben erträglicher“, antwortete Stine.

Das war wirklich keine Unterhaltung nach dem Geschmack meines Vaters. „Gegen sieben komm ich sie abholen“, sagte er und ging zurück zum Auto. Auf halber Strecke schien er sich zu besinnen. Er drehte sich noch mal um und fragte: „Geht es dir gut?“

„Das siehst du doch!“

„Ich hab es etwas eilig jetzt, wir sprechen heute Abend.“

„Ja? Worüber denn?“, fragte Stine.

Mein Vater hob die Hand halbhoch und lächelte, wenn auch unfrohlich, um zumindest anzudeuten, dass er Stines Frage als Scherz begriffen hatte, dann fuhr er, ich fand: schneller als sonst, davon. Tante Stine gehörte zu den Frauen, die sich eines Tages vor dem Spiegel zu der Einsicht durchquälen: ‚Schön werd‘ ich doch nie. Jetzt kann es bloß noch darum gehen, nicht auch noch unscheinbar rumzulaufen‘: eine hasserfüllte Absage an die graue Maus, die in jedem von uns schlummert. Ihr Haar hätte nicht röter sein können, aber wesentlich kürzer. Ihr Kleid hätte nicht geblümter sein können, aber wesentlich länger. Aus heutiger Sicht möchte ich dennoch sagen: Sie hatte eine gewisse Ausstrahlung. Flair? Das Haar war eine Mähne: jeder Kamm, der da durchgemusst hätte, wäre wahnsinnig geworden, aber es leuchtete seidig. Das Kleid sah nicht aus wie ein Putzfrauenkittel, sondern schien das Werk eines Designers im Sommerrausch zu sein. Ihre Beine waren dick, aber - losgelöst von den Dimensionen der übrigen Welt - in sich wohlproportioniert. Dass ein Mund morgens schon so rot sein konnte, dass der welkende Mohn am Gartenzaun vor Neid noch mehr erblassen musste, war außergewöhnlich. Der Mund meiner Mutter wäre selbst an hohen Feiertagen nicht mit so viel Lippenstift in Berührung gekommen.

Das Schönste an Tante Stine waren ihre Zähne: weiß, regelmäßig, ein bisschen furchteinflößend. Niemand wäre gern Karotte bei ihr gewesen. Über ihre Augen machte ich mir damals keine Gedanken, aber ich weiß heute: sie waren ‚unstet‘: mal halb erloschen von tiefer Müdigkeit, dann plötzlich, wenn sie einen jähen Einfall hatte, zupackend wie Arbeiterhände.

„Gefrühstückt werdet ihr ja wohl schon haben, wie ich eure Mutter kenne.“

„Ja“, sagten wir.

„Dabei hätte ich euch Spiegeleier mit Speck machen können“, sagte Tante Stine träumerisch, „ich hätte euch mit dem Essen Gesellschaft geleistet. Wollt ihr etwas trinken?“

Boris bekam glänzende Augen. „Jaaa“, sagte er.

Natürlich hatten wir wie jeden Morgen ausreichend heiße Milch bekommen, aber darum ging es nicht.

„Orangensaft? Cola? Kakao? Was mögt ihr? Ich hab alles da.“

Steffi hatte noch die fromme Fassungslosigkeit im Blick. Boris und ich sahen uns erleichtert an: Nichts schien sich verändert zu haben. Wir räkelt uns auf den rauen Holzplanken, die man etwas hochgestochen ‚Terrasse‘ hätte nennen können. Boris schlürfte direkt aus der Coladose, ich saugte mit dem Strohhalm Orangensaft, Steffi nippte an ihrem Becher mit Kakao: ein Erlebnis! Zu Hause mussten wir immer alle dasselbe trinken: kein Umstand, bloß Anstand.

Tante Stine saß in einem Gartenstuhl, der es an Geblümtheit mit ihrem Kleid durchaus aufnehmen konnte, trank Kaffee mit viel Sahne und noch mehr Zucker und fragte: „Was wollt ihr jetzt machen?“

Der Himmel war wolkenlos, es war schon über zwanzig Grad warm. Wetter ist immer so selbstverständlich. Wenn es kalt ist und regnet, kann man sich nicht vorstellen, dass irgendwo auf der Welt die Sonne scheint, und wenn der heiße Sommer sich gegen die Gärten presst, fällt es schwer, an den Winter zu glauben. Aber: alles ist möglich, jederzeit.

„Sag du, was wir machen sollen!“, forderte Boris.

„Ilich?“, fragte Tante Stine, und an ihrem Tonfall war deutlich zu erkennen, dass ihr das Drängende in Boris Stimme schmeichelte. „Woher soll ich wissen, was euch Spaß macht? Ich bin alt und unerfahren. Ich kann einen PC-Apparat nicht von einem CD-Apparat unterscheiden. ‚Computer‘-‚Spiel‘: das klingt für mich wie ein Widerspruch in sich selbst, so wie ‚Zementmischer‘-‚Ping-Pong‘.“ Wir lachten, aber nur über das letzte Wort.

„Na ja“, Tante Stine stand auf, „ich werde mich jetzt noch mal aufs Bett legen und etwas zu schlafen versuchen. Tagsüber klappt das bei mir immer besser als nachts. Acht Uhr morgens, das ist einfach nicht meine Zeit.“

Sie wies auf den Tisch: „Ich lass euch die Getränke hier stehen: Kinder müssen viel trinken, sonst trocknen sie aus. Alte Leute eigentlich auch, aber sie trinken nur noch aus Pflichtgefühl, nicht zum Vergnügen. Ich träume lieber, als dass ich trinke. Das war eine Lüge. Also, bis später.“ „Und dann?“, fragte Boris.

Tante Stine drehte sich zu ihm hin: „Nachher können wir zusammen etwas ausbaldovern. Aber jetzt müsst ihr euch erst mal selbst beschäftigen. Ihr könnt euch ein bisschen umsehen in dem Spießer-Paradies vor meiner Pforte und dabei die Gartenzwerge vor den Eingangstüren zählen. Oder Kriegen spielen - nennt man das noch ‚Kriegen‘? Na ja, geht sowieso nicht zu dritt, und Steffi ist auch zu klein dafür. Beim Spielen ist Chancengleichheit das wichtigste. Oder wie wäre es mit ‚Ozean‘. Ist das hier kein Ozean? Die Brennesseln sind die Wellen, ein Schiff könnt ihr euch bauen aus allem, was so rumliegt. Jungen wollen doch immer Matrosen sein, oder nicht?“

Steffi kam unserer Antwort zuvor und rief: „Ich will auch Matrose sein!“

„Ahoi“, Tante Stine tippte sich mit der rechten Hand gegen die Stirn; besonders militärisch sah es nicht aus, eher wie Vogelzeigen im Straßenverkehr. „Und noch was“, sagte sie, „wenn ihr den Weg nach rechts runtergeht, dann kommt ihr da hinten an so ein Wasser, das gab es im vorigen Jahr noch nicht. Bleibt weg von dem Tümpel! Ich habe keine Ahnung, was da drin ist. Nicht, dass Steffi euch reinfällt in diese Jauche! Ertrinken würde sie wohl nicht gleich, aber womöglich würde ihr das Kleidchen vom Leibe gefressen, von Säuren oder von Seeungeheuern, und ein Kleid von mir würde ihr sicher nicht so gut stehen.“

Wir lachten: Steffi in einem Kleid von Tante Stine! Da würden wir ja spielend noch mit reinpassen.